

Der gemeine Machiavellismus: zur dramatologischen Rekonstruktion erfolgsorientierten Alltagshandelns

Hitzler, Ronald

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Hitzler, R. (1993). Der gemeine Machiavellismus: zur dramatologischen Rekonstruktion erfolgsorientierten Alltagshandelns. *Sociologia Internationalis*, 31(2), 133-147. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-53030>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

DER GEMEINE MACHIAVELLISMUS

Zur dramatologischen Rekonstruktion erfolgsorientierten Alltagshandelns

Von Ronald Hitzler, München

„Totus mundus agit histionem“
(Inscription über dem Eingang des
Globe Theatre in London)

I. Einige Verdächtige und lauter Täter

Daß es bestimmte Berufe gibt, in denen das Vor-Spielen von Einstellungen, Ansichten, Meinungen, Emotionen usw. von anderen Menschen nicht nur toleriert, sondern als gleichsam zur Berufsrolle gehörend ‚erwartet‘ wird, das wissen wir alle (vgl. auch Gerhards 1988). Prototypisch ist hier selbstverständlich der Schauspieler-Beruf zu nennen. Aber es gibt noch eine Reihe anderer Berufe, in denen eine solche Art des absichtsvoll inszenierten Umgangs mit anderen Menschen offenkundig zum Repertoire professionell einschlägiger Fertigkeiten und Fähigkeiten zählt: Priester, Lehrer und Dozenten, aber auch z. B. Stewardessen (vgl. hierzu Hochschild 1983). Andere Berufe wiederum obliegen einer Art von kollektivem Argwohn hinsichtlich der Schau-Spielerei derer, die sie ausüben: Exemplarisch zu nennen sind hier z. B. Roßtäuscher, Gebrauchtwagenhändler — und *Politiker*.

Politiker sind als Berufsgruppe besonders verdächtig: Sie stehen — zumindest heutzutage — ständig im Licht öffentlichen Interesses (vgl. Hitzler 1992a). Und jedem relativ gutinformierten Bürger scheint das ‚Theater‘ des politischen Geschehens bei mannigfaltigen Gelegenheiten schon dermaßen ins Auge zu springen, daß man als einschlägig interessierter Soziologe scheinbar nur noch zu rekonstruieren bräuchte, *wie* wer auf der politischen Bühne was wem gegenüber ‚in Szene‘ setzt (vgl. Hitzler 1989, Käsler u.a. 1991). Sozusagen aus der eigenen empirischen Erfahrung heraus empfehle ich gerade hier aber analytische Vorsicht: Wenn man allzu selbstverständlich von der Politik als einem „Showgeschäft“ (Schwarzenberg 1980) ausgeht, dann erliegt man leicht der Versuchung, nachgerade alles, was man in den Blick bekommt, als zynisch, absichtsvoll und populistisch ‚deformiert‘ zu hypostasieren. Vieles von dem, was Politiker tun und

sagen, ist aber eher habituell angelegt als strategisch intendiert. In vieler Hinsicht handeln (auch) Politiker relativ ‚gedanken-‘, ja sogar ‚besinnungslos‘, gleichsam ihren professionellen Gewohnheiten in ihrer Zeit, in ihrer Situation folgend. In Vielem handeln Politiker also so, wie Menschen überhaupt handeln, nämlich aufgrund von selbstverständlichen Gewißheiten, von eingespielten Routinen, von unproblematisierten Gewohnheiten.

Infolgedessen geht es Politikern, geht es Vertretern sozial beargwöhnter Berufsgruppen generell deshalb auch oft — öfter jedenfalls, als man ihnen gemeinhin zu attestieren bereit ist — so, wie es uns allen eigentlich die meiste Zeit geht: Sie haben subjektiv typischerweise durchaus den Eindruck, daß sie anderen gar nichts vormachen, sondern daß sie ‚wirklich‘ so sind, wie sie sich geben. Und das meinen wir alle meistens ja auch: Wir seien ‚wirklich‘ so, wie wir eben sind. An diesem als ‚neuralgisch‘ geltenden Punkt unserer Selbst-Gewißheit setzt nun das basale dramatologische Frageinteresse an. Kurz gesagt: Als ‚dramatologisch‘ bezeichne ich eine Analyse sozialen Handelns dann, wenn bzw. insofern, als sie sich mit *Inszenierungsaspekten* dieses sozialen Handelns befaßt. Der ‚Generalverdacht‘ dabei ist der, daß wir uns alle uns selber und anderen überhaupt erst ‚erträglich‘ werden dadurch, daß wir uns *ständig* — also auch in Situationen, in denen wir uns und unser Verhalten besonders ‚authentisch‘ wähnen — etwas vorspielen.

Für den sozial Handelnden, für den *Akteur*, ist die Inszenierung von Wirklichkeit, deren Aufklärung sich der *dramatologische* Ansatz also widmet, zunächst bzw. in ihrer einfachsten Form ein Problem der ‚Selbst‘-Darstellung. Und diese ‚Selbst‘-Darstellung läßt sich, darauf haben insbesondere Kenneth Burke (z. B. 1989, S. 135 ff.) und — im Anschluß an ihn — Erving Goffman (1969) aufmerksam gemacht, eben hervorragend in Analogie zur Analyse von Dramen erfassen: Der sozial Handelnde inszeniert Wirklichkeit, indem er vorgibt, so oder so, Dies oder Jenes zu sein, und indem er damit darauf abzielt, von anderen auch so wahrgenommen zu werden. Die anderen spielen ein ähnliches Spiel, und alle Mit-Spieler unterstützen (mehr oder weniger ‚loyal‘) wechselseitig ihre Inszenierungsleistungen. Diese Grundfiguration der Vergesellschaftung gilt, der dramatologischen Auffassung zufolge, für alle Formen des (menschlichen¹) Soziallebens. Wer nun der Meinung ist, Inszenierungsaspekte seien ein eher beiläufiges, randständisches Moment sozialen Handelns, der mag das Problembe-

¹ ‚Menschlich‘ setze ich hier deswegen in Klammern, weil uns die Erträge der neueren und neuesten Primatenforschung immer mehr der bislang noch ‚exklusiv‘ für die Gattung Mensch geltenden Qualitäten auch — und durchaus nicht nur in primitiven Vorformen — bei unseren ‚haarigen Vettern‘ aufzeigen (vgl. v.a. Fossey 1989, Goodall 1991, de Waal 1983 und 1991, sowie die Beiträge in Byrne/Whiten 1988).

wußtsein der dramatologischen Perspektive dementsprechend als zweitrangig oder gar vernachlässigbar betrachten; wer die Auffassung vertritt, die Inszenierung sozialen Handelns sei dessen wesentlichster Aspekt überhaupt, wird dem dramatologischen Ansatz hingegen eine fundamentale theoretische Bedeutung attestieren.²

Hier soll der dramatologische Ansatz zunächst aber *nicht* in diesem allgemeinen, sozusagen anthropologischen Sinne, sondern am besonders ‚dramatischen‘ Beispiel des ‚gemeinen Machiavellismus‘ und seiner Aktionsform, dem protopolitischen Handeln, entwickelt werden. Für diese spezielle Problemstellung naheliegenderweise von besonderer Relevanz ist natürlich das Denken von Niccolo Machiavelli (vgl. v. a. 1972), den ich als einen ‚Klassiker‘ einer dramatologischen Theoriebildung ansehe: Ungeachtet seiner ‚wahren‘ Intentionen (über die in der einschlägigen Literatur seit Machiavelli gestritten wird — vgl. hierzu Hitzler 1991a), ungeachtet dessen also, ob er nun ‚eigentlich‘ ein *Programm* für erfolgreiches politisches Handeln bereitstellen wollte oder nicht, hat er im Hinblick auf soziologische Interessen vor allem eine *Deskription* der impliziten Regeln der politischen Konstruktion von Wirklichkeit geleistet und somit an einem speziellen Thema auch exemplarisch darauf aufmerksam gemacht, daß (zumindest) das menschliche Zusammenleben aus einer Reihe von ‚Spielen‘ besteht, die unterschiedlichen Regeln folgen.³ Dies macht ihn, wie gesagt, zu einem (verkannten) ‚Ahnherren‘ der meiner Meinung nach ‚idealen‘ soziologischen Attitüde, die darin besteht, von eigenen Interessen und Moralien abzusehen und die ‚Spielregeln‘ des sozialen (menschlichen) Miteinanders zu erkunden und werturteilsenthaltend zu beschreiben (vgl. im gleichen Sinne auch Berger 1969, S. 165 ff.).

II. Wie wird Wirklichkeit wirklich?

Der Begriff ‚Machiavellismus‘ bezeichnet einen Motiv- und Handlungskomplex, zu dessen analytischer *Aufklärung* Machiavelli selber ‚objektiv‘ die wichtigsten Grundsteine gelegt hat. ‚Machiavellismus‘, das meint ein Bündel von Einstellungen und Auffassungen wie die, daß der gesetzte Zweck die ein-gesetzten Mittel zwar nicht heilige aber legitimiere, daß man

² Ich neige — hierbei nicht unbeeinflußt durch Wolfgang Lipp (1984 und 1985) — naheliegenderweise eher der letzteren Position zu, und zwar wohl nicht zuletzt aufgrund meiner Exploration des politischen Alltags in Bonn (vgl. zur dortigen ‚Aufführung‘ auch Mayntz/Neidhardt 1989).

³ Daß es darüber hinaus auch die eine oder andere *spielübergreifende* ‚Regel‘ geben dürfte, ist sozusagen der Generalverdacht, den eine grundstrukturell interessierte Dramatologie etwa mit der Ethnomethodologie teilt (vgl. dazu auch Patzelt 1987).

taktisch und strategisch handeln müsse, um Erfolg zu haben, daß man sich über die ‚menschliche Natur‘ keine Illusionen machen, und daß man andere für seine eigenen Zwecke einspannen sollte, usw. (vgl. dazu z. B. Faul 1961, Ichheiser 1970, v. a. S. 22 ff.). Und „der gemeine Machiavellismus“ ist nun — ähnlich wie etwa „die banale Proteik“ (vgl. Hitzler 1991b) — die Etikettierung und zugleich die Überzeichnung einer ganz alltäglichen, vor- bzw. protopolitischen Handlungs-‚Logik‘: in diesem Fall der ‚Logik‘ der *erfolgsorientierten* Selbstpräsentation, der Selbstpräsentation im Hinblick auf die Verwirklichung eigener Interessen. Damit ist also keine Psycho-Logik gemeint, keine Charakterologie, sondern die Idealtypisierung einer für das menschliche Zusammenleben *basalen* Form sozialen Handelns, die sich je situationsspezifisch manifestiert.

Strukturell gesehen geht es bei diesem Handlungstypus, worauf auch immer seine praktischen Konkretionen sich thematisch beziehen, um die Erlangung und Sicherung von *Definitionsmacht*. Ob Definitionsmacht absichtsvoll oder beiläufig, strategisch oder unversehens, vordergründig oder hinterhältig, konsensuell oder antagonistisch, legitimerweise oder usurpatorisch, mit moralisch ‚guten‘ oder ‚verwerflichen‘ Gründen ausgeübt wird, ist dabei strukturell unerheblich. Erheblich ist hingegen, daß das Definieren einer Situation *notwendigerweise* ein (soziales) *Handeln* (im Sinne von Schütz/Luckmann 1984) ist, wie routiniert und schematisiert, wie selbstverständlich und fraglos dieses Handeln auch vollzogen werden mag.

Das schlichte *Vorhandensein* von Definitionsmacht ergibt sich ja bekanntlich schon aus einer für das Betreiben von Soziologie zumindest *dann* unverzichtbaren Grundannahme, wenn die agierenden Subjekte als aktive, kompetente Konstrukteure ihrer Wirklichkeit(e)n begriffen werden.⁴ Diese Grundannahme ist exemplarisch im sogenannten Thomas-Theorem ausformuliert: „Wenn Menschen eine Situation als real definieren, dann ist sie in ihren Konsequenzen real“.⁵ D. h., Akteure weisen bestimmten Phänomenen die Bedeutung zu, real zu sein, verleihen ihren Wahrnehmungen somit Sinn und ‚organisieren‘ aufgrund dieser Sinnzuweisung ihr Handeln in einer bestimmten Art und Weise. Normalerweise beschäftigt man sich im Rahmen des sogenannten ‚interpretativen Paradigmas‘ nun vor allem mit dem

⁴ Dies ist, soweit ich das überblicke, z. B. *zumindest* in allen Spielarten der sich auf Schütz beziehenden Soziologie der Fall — von der Ethnomethodologie (vgl. Garfinkel 1967) bis zur neueren Wissenssoziologie (vgl. Berger/Luckmann 1969) von der historisch-rekonstruktiven Hermeneutik (vgl. Soeffner 1989) bis zur Theorie der ‚Subjective Expected Utility‘ (SEU) (vgl. Esser 1991 und 1993).

⁵ Vgl. Thomas 1978. — Daß eine Situation als ‚real‘ definiert werden kann, setzt (sozusagen beiläufig) voraus, daß eine Situation etwas Zu-Definierendes sei. Und wer oder was auch immer nun wie auch immer diese Definition vornehmen und gegebenenfalls gegen Widerstände ‚verbindlich‘ machen kann, ist mithin definitionsmächtig.

damit implizierten, nicht-naturalistischen (ev. ‚konstruktivistisch‘ zu nennenden) *Realitätsbegriff*. Und darin steckt auch ein dauerhaft interessantes erkenntnistheoretisches Problem (vgl. dazu etwa Soeffner 1991, bes. die Anmerkungen 1 und 27):

Bei Untersuchungen von Politikern steht man oft vor der Frage, ob das, was ‚die Menschen draußen im Lande‘ von ihnen erfahren, eigentlich das ist, was sie wirklich tun, bzw. ob das, was sie tun, eigentlich ein wesentlicher Bestandteil dessen ist, was sich Nicht-Politiker unter ‚Politik machen‘ vorstellen. Man fragt sich, ob die typischen Vorstellungen vom ‚Politik machen‘ überhaupt ungefähr dem entsprechen, was ‚Politik machen‘ wirklich sei, und ob ‚Politik machen‘ tatsächlich das bestimme, was man so ‚das politische Geschehen‘ nennt. Struktureller gesprochen stellt sich das Problem, was denn wohl in diesem Dickicht von Verweisungen überhaupt was wie fundiert und beeinflußt; was die grundlegenden, die wichtigen, vor allem die ‚wirklichen‘ Phänomene sind, und was eher Epiphänomene oder gar Schimären sein könnten; was Politik ‚eigentlich‘ sei, und was nur Darstellungen, nur Inszenierungen politischen Handelns seien. Konkret: Ist das, was für den ‚normalen Bürger‘ erfahrbar ist, die Ebene, auf der der Politiker die wirkliche Politik an ein Publikum ‚verkauft‘, ist es ein *Teil* des wirklichen politischen Geschehens, oder *ist* das womöglich gar die wirkliche, die tatsächliche Politik, während alles, worauf scheinbar verwiesen und Bezug genommen wird, lediglich eine herrschaftssichernde Fiktion darstellt? (Vgl. mit einer strukturell ähnlichen Problemstellung auch Edelman 1988.)

Und derlei Irritationen der normalerweise im Alltag so sicheren Einteilung von Erfahrungen in ‚wirkliche‘ und ‚scheinbare‘ münden schließlich beim pragmatisch entlasteten Sozialwissenschaftler mitunter in der erkenntnistheoretischen Frage, was das eigentlich sei: ‚wirklich‘; was wir damit meinen, und wie wir ‚das Wirkliche‘ überhaupt identifizieren und gegenüber weniger oder nicht Wirklichem abgrenzen. Diese Frage steht bekanntlich auch am Anfang von Erving Goffmans ‚Rahmen-Analyse‘ (1977): Was ist ‚wirklich‘? — bzw., im Rekurs auf den amerikanischen Psychologen William James subversiv phänomenologisch gewendet: Unter welchen Bedingungen halten wir etwas für wirklich?

Nun, James (1893) hat konstatiert, daß wir nicht in *einer* Wirklichkeit, sondern in einer Reihe von Wirklichkeiten leben, nämlich in denen der sinnlichen Wahrnehmung, der wissenschaftlichen Objekte, der abstrakten philosophischen Wahrheiten, des Mythos bzw. der übernatürlichen Überzeugungen, der Psychopathien, usw. Jede dieser Wirklichkeiten ist, so James, wirklich, solange man sozusagen in ihr lebt. Trotzdem: ‚Irgendwie‘ scheint die Welt der sinnlichen Wahrnehmungen — zumindest uns modernen Menschen — doch wirklicher zu sein als die anderen Wirklichkeiten. Das meint auch Alfred Schütz, der seine inzwischen berühmt gewordene

Konzeption der ‚mannigfaltigen Wirklichkeiten‘ (1971; siehe dazu auch — als exemplarische Applikation — Schütz 1972) ziemlich eng an James angelehnt, um nicht zu sagen, daß er ihn weitgehend paraphrasiert hat. Aber es gibt auch ein paar wesentliche und wichtige Unterschiede zwischen der Jamesschen und der Schützschen Theorie der Wirklichkeiten, die sich insbesondere auf die Klärung des *ontologischen Status* dieser Wirklichkeiten beziehen:

Schütz differenziert Wirklichkeiten zunächst einmal etwas anders als James. Er spricht (im wesentlichen) von den Wirklichkeiten des Alltags, des Traumes, der Phantasien und der theoretischen Einstellung. Und er insistiert darauf, daß es sich bei dieser Differenzierung nicht um eine Ontologie handle, daß er mit verschiedenen Wirklichkeiten nicht seinsmäßig verschiedene Welten meine, sondern verschiedene *Erfahrungsstile*. Anders ausgedrückt: Eine Wirklichkeit entsteht dadurch, daß wir uns bestimmten Phänomenen in je bestimmten Weisen zuwenden. Und die wichtigste Form der Zuwendung ist, so Schütz, jene, die wir als ‚alltägliche‘ bezeichnen können. Goffman zufolge aber ist diese Aufteilung der Erfahrungsstile — in den großen, ausgezeichneten Bereich des Alltags einerseits und die darum sich gruppierenden Subsinnwelten andererseits — zu schematisch. Ihm geht es in der ‚Rahmen-Analyse‘ insbesondere „um die Situation, um das, dem sich ein Mensch in einem bestimmten Augenblick zuwenden kann“. (1977, S. 16) Seine Analyseeinheit ist also die *situative Erfahrung*, die uns stets vor die Frage stelle „Was geht hier eigentlich vor?“. Anders ausgedrückt: Wie, aufgrund welcher Merkmale wissen wir, in welcher Art von Situation wir uns wann auch immer befinden, und was sie von uns ‚fordert‘? (vgl. zum Vorhergehenden auch Eberle 1991).

III. Situationen klären, Probleme bewältigen

In Aufnahme dieser spezifischen Fragestellung, wie wir sie bei Goffman — und auch schon bei Machiavelli — finden, richtet sich nun das dramatologische Interesse ganz besonders auf die *Vorstellungen* von Handlungssubjekten — und zwar im doppelten Wortsinne: auf die Vorstellungen, die sich Akteure von sich, von den anderen und von der Welt *machen* einerseits, und um die Vorstellungen, die sie sich wechselseitig *geben* andererseits. Akteure haben es vor allem zu tun mit *Kontingenzproblemen*, d. h., vereinfacht gesprochen, mit der Notwendigkeit, zu klären, was denn überhaupt los sei in einer Situation, und mit *Interdependenzproblemen*, das heißt mit der Notwendigkeit, zu klären, in welchen Beziehungen man zu situativ relevanten anderen Akteuren steht (vgl. Schimank 1992).

Die Interdependenzfrage läßt sich hinlänglich verläßlich in der Regel nur klären, wenn die Kontingenzfrage beantwortet ist, d. h., wenn man bereits

eine Vorstellung davon hat, was denn ‚wirklich‘ der Fall sei. Das aber heißt eben, daß der Akteur sozusagen *grundsätzlich* mit Fragen konfrontiert ist wie „Was kommt denn nun wieder auf mich zu?“ „Was ist hier eigentlich wieder los?“ „Was mach ich da jetzt wieder draus?“ Anders ausgedrückt: Der Akteur weist Phänomenen aufgrund ihrer jeweiligen Relevanzsysteme bestimmte Bedeutungen zu, verleiht seinen Wahrnehmungen somit Sinn und ‚organisiert‘ aufgrund dieser Sinnzuweisung sein Handeln in einer bestimmten Art und Weise. Kurz: Er ‚rahmt‘ Situationen (vgl. Esser 1990, vgl. aber auch schon Goffman 1977).

Dabei sieht sich der Akteur ständig mit situativen Zumutungen konfrontiert. Er kann diesen gegenüber nun zwar auch fast immer auf (mehr oder weniger) bewährte Lösungsmuster (1. Ordnung) zurückgreifen. Allerdings stehen für den Umgang mit bzw. für die Applikation von diesen Lösungsmustern (sozusagen 1. Ordnung) selber in der Regel nur noch bedingt — und vor allem nicht mehr in ähnlichem Maße ‚gültige‘ — Lösungsmuster (2. Ordnung) bereit. Und bereits zum Umgang mit bzw. zur Applikation von diesen Lösungsmustern (2. Ordnung) gibt es praktisch kaum noch ‚selbstverständliche‘ Lösungsmuster (3. Ordnung).⁶ Daraus aber folgt, daß das *tatsächliche* Handeln des Interaktions-Teilnehmers auf keinen Fall durch irgendwelche sozial gültigen Ordnungen prä determiniert ist, und daß auch gelungene Sozialisation ihn nicht situativer Entscheidungen über seine ‚Antwort‘ auf etwelche ‚Zumutungen‘ enthebt (vgl. hierzu auch Esser 1989). Der wohlsozialisierte Interaktionsteilnehmer unterscheidet sich vom weniger wohlsozialisierten vor allem dadurch, daß er über die divergente soziale Akzeptanz unterschiedlicher Definitionsinteressen in Bezug auf unterschiedliche Situationen mehr oder minder selbstverständlich ‚Bescheid weiß‘ (vgl. dazu auch Hitzler 1992b).

Besagen soll dieses Beharren auf dem Handlungscharakter des Definierens, daß wir es hier jedenfalls mit keiner Stimulus-Response-Beziehung, mit keinem Auslösungs-Mechanismus oder Reaktions-Automatismus zu tun haben, sondern mit einem *interpretativen* Verhältnis zwischen dem (definierenden) Akteur und seinem (situativen) Erleben, auch wenn dieses Erleben von ihm selber noch so konventionell *typisiert* wird. Auch wenn er noch so unbeirrt sozial eingefahrenen und traditionell vorgegebenen Bahnen folgt, er kann — im Prinzip — jederzeit innehalten, heraustreten, neue Wege suchen. Er kann wählen; existentialistisch gesprochen: er *muß* wählen, er *muß* handeln (und sei es durch unterlassen).⁷ Natürlich gibt das, was

⁶ Das bedeutet natürlich nicht, daß kulturell keine ‚theoretischen Erklärungen‘ mehr dazu vorhanden wären. Solche gehören aber typischerweise eher jenen virtuosen Wissenskonstruktionen an, die Berger/Luckmann (1969) „symbolische Sinnwelten“ genannt haben, als daß sie noch irgendeine alltagspraktische — auch für den Alltag von Sinndeutungs-Experten praktische — Bedeutung hätten.

⁷ Darauf, daß eine Dramatologie, die sich nicht in heillose Widersprüche ver-

der Interaktionsteilnehmer als ‚Ordnung‘ akzeptiert, ihm unbestreitbar Handlungssicherheiten, auf denen er entscheidungsentlastende Routinen aufzubauen vermag. In dem Maße aber, in dem ihm ‚Ordnungen‘ selber thematisch werden — und er steht sozusagen prinzipiell in der Notwendigkeit, sie zu thematisieren —, in dem Maße erkennt er sie als stabilisiert lediglich qua Zustimmung und Einverständnis und damit als fragwürdig, problematisch, zweifelhaft; in dem Maße erkennt sie also auch als (politisch) ‚verfügbar‘ (vgl. dazu auch Ulrich Becks Überlegungen zu ‚Subpolitiken‘ 1986, S. 300 ff., und 1993).

Der so verstandene Akteur ist somit als ein *kompetentes*, ein zur Einschätzung seiner subjektiven Belange fähiges und über die Mittel der Umsetzung subjektiv hinlänglich informiertes bzw. sich informieren könendes Handlungssubjekt zu beurteilen⁸: Er ‚stückelt‘, subjektiv (mehr oder weniger) hinlänglich, aus heterogenen symbolischen Äußerungsformen sein Leben zusammen. D. h., er bewältigt die undurchschaubar komplexe, gesellschaftlich konstruierte Wirklichkeit dadurch, daß er dieser Wirklichkeit zuhandene Elemente entnimmt und daraus eine kleine subjektive Wirklichkeit, eben *seine* individuelle Lebenswelt zusammenbaut. Er gestaltet sein Leben wie ein ‚patchwork‘ oder ‚puzzle‘ aus Partizipationen an verschiedenen sozialen Teilzeit-Aktivitäten, an dem, was Berger/Luckmann (1969, S. 85) „kleinere gesellschaftliche Formationen“ genannt haben (ausführlich dazu Hitzler 1988 und Honer 1993). D. h.: der Akteur hat ‚in Situation‘ ein grundsätzliches Bewältigungsproblem, nämlich das der *Interpretation* der Interaktionsordnung, der *Selektion* von Handlungsalternativen und der *Applikation* von Deutungs- und Handlungsschemata.

Harold Garfinkel (1967) vor allem hat ja konstatiert, daß in Interaktionsordnungen stets bestimmte Regeln appliziert werden, von denen einige konstitutiv und andere lediglich präferentiell sind. Die konstitutiven bzw. Basis-Regeln weisen drei formale Eigenschaften auf: 1. Das, was sie festlegen, wird von jedem betroffenen Akteur als essentiell für den jeweiligen sozialen Handlungszusammenhang angesehen. 2. Jeder Akteur geht davon aus, daß die Regeln für jeden Akteur gleichermaßen gültig sind. 3. Jeder Akteur geht davon aus, daß alle anderen Akteure von ihm erwarten, daß er sich regelkonform verhält, so wie er erwartet, daß auch jeder andere regelkonform agiert. Diese Erwartungsstruktur bezeichne ich hier zusammenfassend als ‚Konventionalismus‘ (vgl. dazu auch Lewis 1975). Gegen-

wickeln will, diese basale Handlungsfähigkeit voraussetzen muß, hat mit großer Eindringlichkeit insbesondere H. G. Zilian (1990) hingewiesen. Und diesen Aspekt hat z. B. auch Hans-Georg Soeffner (1988) unter dem Stichwort ‚private Aneignung‘ wieder in Erinnerung gerufen: Er beleuchtet, um das einmal in Sartrescher Diktion zu formulieren, was der einzelne Interaktionsteilnehmer aus dem macht, was sozial mit ihm gemacht wird.

⁸ Vgl. entsprechend die Idee der ‚bounded rationality‘ — etwa bei Esser 1990.

stand speziell eines dramatologischen Interesses nun ist, wer wem gegenüber mit welchen Mitteln das zuvor benannte Bewältigungsproblem wie *definiert*. Und dabei erscheint dann eben das, was ich der einfacheren Verständigung wegen den ‚gemeinen Machiavellismus‘ nenne: *Der gemeine Machiavellismus markiert die Diskrepanz zwischen — je bezugsgruppenrelativem — offenkundigem Konventionalismus und impliziten, individuellen Definitionsinteressen.*⁹

IV. Strategien und Konventionen

Die einfachste, die zweifellos alltäglichste Erscheinungsform des situativen Definitionsinteresses eines Akteurs ist, wie erwähnt, die, sich selber anderen gegenüber so darzustellen, daß die anderen den seinerseits erwünschten Einruck von ihm bekommen. Eine etwas komplexere Variante besteht darin, diese Selbstdarstellung gegenüber anderen mit — wie auch immer gearteter, freiwillig oder unfreiwillig geleisteter, aber jedenfalls vom Akteur *intendierter* — Hilfe Dritter zu absolvieren. An diesen beiden simplen, von uns allen ständig mehr oder weniger routiniert absolvierten Handlungsaufgaben — Selbstdarstellung und assistierte Selbstdarstellung (vgl. dazu nochmals Goffman 1969) — erkennen wir unschwer, welche existenzielle Bedeutung der gemeine Machiavellismus in unser aller Leben, in unser aller Zusammenleben mit anderen hat: Wir möchten typischerweise in einem von uns gewünschten Licht erscheinen. Das ist unser situatives Definitionsinteresse. In Bezug auf dieses Definitionsinteresse tun wir manches und lassen wir anderes.

Die Konvention erfordert z. B. in den meisten Situationen, daß wir unseren Wunsch, von den anderen so und so gesehen zu werden, nicht allzu aufdringlich manifestieren. Also muß die Diskrepanz zwischen individuellem Definitionsinteresse und kollektivem Konventionalismus durch eine den (oft impliziten) Erwartungen des jeweiligen Publikums entsprechende *Inszenierung* bewältigt werden. Jedes Handeln nun, das darauf abzielt, das Definitionsinteresse so gut wie möglich zu realisieren und dabei den Konventionalismus so stark wie eben nötig zu berücksichtigen (was unter Umständen auch heißen kann, sich ihm völlig zu ‚ergeben‘), allgemeiner: jedes Handeln, das dazu dient, das Handlungsziel ‚Definitionsmacht‘ zu verdecken bzw. zu verschleiern, ist ein Ausdruck unseres gemeinen Machiavellismus.

⁹ Wer nämlich seine Definitionsinteressen *als* seine Definitionsinteressen expliziert, handelt nicht-machiavellistisch, handelt im machiavellistischen Sinne vielmehr *naiv* und — relativ zu seinen Ausgangsbedingungen — zumindest suboptimal (vgl. dazu auch Ichheiser 1970).

In ‚idealer‘ bzw. ‚reiner‘ Form präsentiert sich dieser Handlungstyp in dem, was ich *protopolitischen* Handeln zu nennen vorschlage (vgl. dazu Hitzler 1991c): in einem Handeln, das seinem Entwurf nach darauf abzielt, Zustimmung von einem Zweiten zu erlangen dazu, seinen Willen auch gegen das Widerstreben eines Dritten durchzusetzen. Ein so verstandenes protopolitisches Handeln läßt sich nun abgrenzen z. B. gegen ‚reines Machthandeln‘. ‚Reines Machthandeln‘ nämlich zielt, nach der Definition von Max Weber (1973), ‚lediglich‘ darauf ab, seinen Willen auch gegen Widerstreben durchzusetzen.

‚Reines Machthandeln‘ ist also nicht zustimmungsorientiert — jedenfalls nicht notwendigerweise. — Damit läßt sich protopolitisches Handeln aber auch absetzen gegen ‚nur strategisches‘ Handeln. ‚Nur strategisches‘ Handeln nämlich zielt, das hat u.a. Erving Goffman (1981) in seinen Analysen strategischer Interaktionen aufgezeigt, ‚lediglich‘ darauf ab, andere in (möglichst unausweichliche) Zugzwänge zu bringen (z. B. unter Verwendung der Taktik, sie hinsichtlich der eigenen Absichten zu täuschen). ‚Nur strategisches‘ Handeln ist also ebenfalls nicht zustimmungsorientiert — jedenfalls nicht notwendigerweise. — Und schließlich läßt sich protopolitisches Handeln damit auch spezifizieren gegenüber ‚nur dramaturgischem‘ Handeln. ‚Nur dramaturgisches‘ Handeln nämlich zielt, das hat Erving Goffman (1969) schon in seiner frühen Theater-Metaphorik dargelegt, ‚lediglich‘ darauf ab, Zustimmung von anderen zur vom Akteur durch die gewählte Form der Selbstdarstellung beanspruchten *Identität* zu erlangen. ‚Nur dramaturgisches‘ Handeln ist also nicht machtorientiert — jedenfalls nicht notwendigerweise.

Summarisch gesprochen: *Protopolitisches Handeln, die im wesentlichen auf die Erlangung situativer Definitionsmacht abzielende Aktionsform des gemeinen Machiavellismus*, hat notwendigerweise einen Macht-Aspekt (es geht um Durchsetzung von Positionen gegenüber Alternativen), es hat notwendigerweise einen strategischen Aspekt (es geht um technisch richtige, d. h. erfolgversprechende Planungen und Durchführungen), und es hat notwendigerweise einen dramaturgischen Aspekt (es geht um Herstellung von ‚Öffentlichkeit‘ im Sinne des Ensemble-Publikum-Verhältnisses). Aber protopolitisches Handeln läßt sich *nicht* auf einen dieser Aspekte reduzieren.

Nun geht es dem einzelnen Akteur natürlich nicht notwendig und schon gar nicht *immer* darum, situative Definitionsmacht zu erlangen.¹⁰ Gleichwohl: Protopolitisches Handeln als Form sozialen Handelns findet auf *allen* Ebenen und in *allen* — dauerhaften wie kurzlebigen — Konstellationen des sozialen Zusammenlebens statt. Und deshalb interessiert aus dramatologi-

¹⁰ Solches zu behaupten, hieße (zumindest) schlechte, weil den Menschen auf *einen* seiner Daseinsaspekte reduzierende Anthropologie zu treiben.

scher Sicht in der Regel weniger *der* Handelnde, der sich relativ interesselos durch soziale Situationen ‚durchwurstelt‘, als *der*, der sich über sie Gedanken macht, der daran interessiert ist, sie — auch für andere möglichst verbindlich — in seinem Sinne zu *definieren*, also eben der gemeine Machiavellist bzw. der Protopolitiker: Wer die richtigen Worte findet, wer zu formulieren versteht, was er will, wer weiß, wann er Kompromisse suchen muß und wie er sie finden kann, wer sein Wollen zu legitimieren vermag, wem es gelingt, vom Besonderen auf das Allgemeine zu verweisen und das Allgemeine im Besonderen aufzuzeigen¹¹, und wer schließlich über die die Möglichkeiten — und das heißt auch: die Mittel — verfügt, um sein Wollen (auch gegen Widerstreben) zu realisieren, der hat — in welchem sozialen Kontext auch immer — eben besonders gute Chancen, situative Definitionsmacht auch tatsächlich zu erlangen (vgl. hierzu auch Coleman 1986). Denn *jede* Situation muß definiert werden. In jeder Situation wirkt Definitionsmacht. Ungewiß und jeweils empirisch (‚dramatologisch‘) zu erfassen sind deren Entstehungsbedingungen, deren Reichweite und deren Zielsetzungen.¹²

V. Als ob Situationen Bühnen wären

Der hier im wesentlichen an der speziellen, wenn auch wohl theoretisch zentralen Thematik des gemeinen Machiavellismus dargestellte dramatologische Ansatz, wie ich ihn verstehe, dient also *nicht* der Kritik von Definitionsmacht, sondern deren struktureller Ent-Deckung und analytischer Demaskierung. Dieser dramatologische Ansatz ist mithin, genau betrachtet, mindestens ebenso sehr *situationszentriert*, wie er *subjektzentriert* ist. D. h. es geht dabei keineswegs um das ‚Eigentliche‘ des Individuums, sondern um den in Situationen handelnden Akteur, um dessen *situative* Orientierungen, Abstimmungen, Aushandlungen, Darstellungen, usw. Metaphorisch gesprochen: Jede Situation wird begriffen als eine Art Bühne, und der Dramatologe schaut sich an, welche Charaktere unter welchen Bedingungen vor und hinter welchen Kulissen wie miteinander interagieren. An den auftretenden Akteuren interessiert vor allem, wie sie ihre ‚Rollen‘ meistern, nach welchen Drehbüchern sie spielen und welches Publikum sie ansprechen.

Nochmals: Inszenierung ist aus dieser Sicht keine *besondere* Sache, Alltagsdramaturgie keine *außergewöhnliche* Art von Verhalten, Schauspielen keine *spezifische* Form menschlichen Zusammenlebens, sondern

¹¹ Man denke hier exemplarisch etwa an Harold Garfinkels ‚Erfolgsrezept‘ für Degradierungszeremonien (1976).

¹² Strukturell gesehen ist Definitionsmacht um so wirksamer, je weniger erkennbar und vor allem je weniger ‚identifizierbar‘ sie ist (vgl. hierzu auch nochmals Ichheiser 1970).

eine Grundgegebenheit der ‚*conditio humana*‘ zum einen, und eine recht banale, alltägliche Angelegenheit zum anderen (vgl. z. B. auch Plessner 1985).

Dem widerspricht nicht, daß man wohl kaum *analytisch* am Unterschied zwischen Ernst und gespielterm Ernst, zwischen Realität und gespielter Realität zweifeln wird.¹³ Aber selbst wenn wir einmal ganz davon absehen wollen, daß wir faktisch eben *beides*, das nach-spielende, das imitierende Handeln *und* das ‚originäre‘ Handeln *inszenieren*: ihrer sozialen Bedeutung bzw. ihrem ‚Sinn für den anderen‘ nach sind dergleichen Unterschiede vor allem dann relevant, wenn man von ihnen *weiß*.¹⁴

Wenn dem aber so ist, wenn es weniger die Fakten sind (von denen ohnehin niemand sagen könnte, wie sie ‚eigentlich‘ aussehen¹⁵) als die *Konventionen*, wenn es weniger von der (wie auch immer bestimmbaren) Wahrheit abhängt als von mehr oder weniger zufälligen Informationen, ob ich ein Geschehen als real oder als nicht-real, als Ernst oder als Spiel erlebe, wenn außerdem Spieler sich so in ihre Rolle hineinsteigern können, daß sie ihnen selber zu ihrem wirklichen Leben werden, und wenn andererseits ganz normale Menschen ihre ‚Performance‘ ganz gewohnheitsmäßig Verhaltenserfordernissen verschiedener Situationen dramaturgisch anpassen und damit ihr Ansehen, ihr Selbstverständnis, ihr Leben auch ‚aufs Spiel setzen‘, dann läßt sich in der Tat daraus folgern, daß es im normalen Zusammenleben (zumindest) zwischen Menschen für das Handeln der Menschen viel wichtiger ist, welchen *Eindruck* sie von einer Situation haben, als daß sie in den Stand der ‚Wahrheit‘ kommen darüber, ob nun dieser Eindruck ‚tatsächlich‘ richtig *ist*, oder ob er ‚nur‘ richtig *scheint*.

¹³ Also z. B. daran, daß es einen Unterschied gibt zwischen dem Tod eines Menschen und der Darstellung des Todes eines Menschen durch einen Schauspieler auf einer Theaterbühne, zwischen einem Streit und einer durch eine Spielanleitung festgelegten Streit-Szene, zwischen Moral und geheuchelter Moral (vgl. dazu nochmals Zilian 1988, auch Manning 1991).

¹⁴ Wenn ich *nicht* per Sozialisation gelernt habe, daß der Tod auf der Bühne in aller Regel lediglich die Imitation eines Todes ist, dann erlebe ich, wenn der Tod gut gespielt ist, eben keinen *gespielten* Tod, sondern einen Tod. Wenn ich einem Heuchler nicht auf die Schliche komme, dann erlebe ich — bis auf weiteres — einfach einen Moralisten.

¹⁵ ‚Brute Facts‘ finden sich ja anscheinend, wie die ethnomethodologisch-konstruktivistische Wissenschaftsethnographie (z. B. Knorr Cetina 1984) immer unabweisbarer aufzeigt, nicht einmal im Bereich der ‚harten‘ Naturwissenschaften (vgl. dazu Hitzler/Honer 1989). In hermeneutisch aufzuklärenden Kontexten, also im menschlichen — und ev. eben auch schon im vormenschlichen — (Zusammen-)Leben sind ‚nackte Tatsachen‘ ohnehin und per se mehr als zweifelhafte Angelegenheiten; und ob es sie, wie etwa Hans-Georg Soeffner (1989) noch hoffte, (ausgerechnet) beim *Striptease* gibt, ist, nicht nur, wenn man Roland Barthes (1964) liest, zumindest sehr die Frage.

Das heißt, wie gesagt, nicht, daß es nicht in aller Regel gute Chancen gäbe, Unterschiede zwischen Sein und Schein aufzuspüren.¹⁶ Es heißt lediglich, daß die Alltagspraxis, unser aller Alltagspraxis wesentlich durch das bestimmt wird, was zu sein *scheint* — unabhängig davon, ob der Schein mit einem (wie auch immer feststellbaren) Sein identisch ist oder nicht. Und aufgrund des so durch den alltäglichen Vollzug aufs immer Neue verstärkten Verdachts, daß alle Welt schauspielert, lautet der generelle dramatologische Vorschlag eben, aus analytischen Gründen diese Welt so anzuschauen, als sei sie eine Bühne, auf der wir, wie Erving Goffman einmal in einem Anfall lyrischer Euphorie vermerkte, „ein Stündchen“ herumstolzieren und uns ärgern, „und dann ist unsere Zeit um“ (Goffman 1977, S. 143).

Literatur

Argyle, Michael: Körpersprache & Kommunikation. Paderborn (Junfermann) 1979. — Barthes, Roland: Strip-tease. In ders.: Mythen des Alltags. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1964, S. 68-72. — Beck, Ulrich: Risikogesellschaft. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1986. — Beck, Ulrich: Die Erfindung des Politischen. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1993. — Berger, Peter L.: Einladung zur Soziologie. Olten, Freiburg i. Brsg. (Walter) 1969. — Berger, Peter L./Luckmann, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Frankfurt a. M. (Fischer) 1969. — Burke, Kenneth: On Symbols and Society. Chicago, London (University of Chicago Press) 1989. — Byrne, Richard W./Whiten, Andrew (eds.): Machiavellian Intelligence. Oxford (Clarendon) 1988. — Coleman, J. S.: Individual Interests and Collective Action. Cambridge 1986. — Eberle, Thomas S.: Rahmenanalyse und Lebensweltanalyse, in: Hettlage, Robert/Lenz, Karl (Hrsg.): Erving Goffman — Ein soziologischer Klassiker der zweiten Generation. Bern, Stuttgart (Haupt) 1991, S. 157-211. — Edelman, Murray: Constructing the Political Spectacle. Chicago, London (University of Chicago Press) 1988. — Ekman, Paul: Weshalb Lügen kurze Beine haben. Berlin, New York (de Gruyter) 1989. — Esser, Hartmut: Verfällt die ‚soziologische Methode‘? In: Soziale Welt, H. 1-2/1989, S. 57-75. — Esser, Hartmut: ‚Habits‘, ‚Frames‘ und ‚Rational Choice‘. In: Zeitschrift für Soziologie, H. 4/1990, S. 231-247. — Esser, Hartmut: Alltagshandeln und Verstehen. Tübingen (Mohr/Siebeck) 1991. — Esser, Hartmut: Soziologie. Allgemeine Grundlagen. Frankfurt a.M. (Campus) 1993. — Faul, Erwin: Der moderne Machiavellismus. Köln (Kiepenheuer & Witsch) 1961. — Fossey, Dian: Gorillas im Nebel. München (Kindler) 1989. — Garfinkel, Harold: Studies in Ethnomethodology. Englewood Cliffs, N. J. (Prentice-Hall) 1967. — Garfinkel, Harold: Bedingungen für den Erfolg von Degradierungszeremonien. In: Lüderssen, Klaus/Sack, Fritz (Hrsg.): Seminar: Abweichendes Verhalten III. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1976, S. 31-40. —

¹⁶ z. B. durch die Analyse des Verhältnisses verbaler und nonverbaler Ausdrucksformen (vgl. dazu etwa Argyle 1979, Ekman 1989), oder auch durch das Sichtbarmachen von ‚Hinterbühnen‘-Verhalten (vgl. dazu Meyrowitz 1987), und natürlich auch durch bestimmte Gesprächstechniken und Interpretationsverfahren (vgl. dazu z. B. Kreissl 1986, Reichertz 1991, Schröer 1992).

Gerhards, Jürgen: Emotionsarbeit. In: Soziale Welt, H. 1/1988, S. 47-65. — Goffman, Erving: Wir alle spielen Theater. München (Piper) 1969. — Goffman, Erving: Rahmen-Analyse. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1977. — Goffman, Erving: Strategische Interaktion. München, Wien (Hanser) 1981. — Goodall, Jane: Ein Herz für Schimpansen. Reinbek b. Hamburg (Rowohlt) 1991. — Hitzler, Ronald: Sinnwelten. Opladen (Westdeutscher) 1988. — Hitzler, Ronald: Skandal ist Ansichtssache. In: Ebbighausen, Rolf/Neckel, Sighard (Hrsg.): Anatomie des politischen Skandals. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1989, S. 334-354. — Hitzler, Ronald: Machiavellismus oder Von den Kunst-Regeln politischen Handelns. In: PROKLA, H. 4/1991a. — Hitzler, Ronald: Der banale Proteus. In: Kuzmics, Helmut/Mörth, Ingo (Hrsg.): Der unendliche Prozeß der Zivilisation. Frankfurt a. M., New York (Campus) 1991b, S. 219-228. — Hitzler, Ronald: Vorüberlegungen zu einigen Merkmalen politischen Handelns. In: Berking, Helmuth/Hitzler, Ronald/Neckel, Sighard (Hrsg.): Politisches Handeln/Experteninterview. Bamberg (Dokumentation Nr. 1 des Arbeitskreises „Soziologie politischen Handelns“) 1991c, S. 5-20. — Hitzler, Ronald: Die mediale Selbstinszenierung von Politikern. In: Stagl, Justin/Gauger, Jörg-Dieter (Hrsg.): Staatsrepräsentation. Berlin (Reimer) 1992a, S. 205-222. — Hitzler, Ronald: Der Goffmensch. In: Soziale Welt, H. 4/1992b, S. 449-461. — Hitzler, Ronald/Honer, Anne: Vom Alltag der Forschung. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, H. 4/1989, S. 26-33. — Honer, Anne: Lebensweltliche Ethnographie. Wiesbaden (DUV) 1993. — Hochschild, Arlie Russell: The Managed Heart. Berkeley et al. (California University Press) 1983. — Ichheiser, Gustav: Kritik des Erfolgs. O. O. (Rotdruck) 1970 (Erstdruck: Leipzig 1930). — James, William: Principles of Psychology. Vol. II. New York 1893. — Käsler, Dirk u.a.: Der politische Skandal. Opladen (Westdeutscher Verlag) 1991. — Knorr Cetina, Karin: Die Fabrikation von Erkenntnis. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1984. — Kreissl, Reinhard: Text und Kontext. München (Profil) 1985. — Lewis, David: Konventionen. Berlin, New York (de Gruyter) 1975. — Lipp, Wolfgang: Kultur, dramatologisch. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie, H. 1 u. 2/1984, S. 8-25. — Lipp, Wolfgang: Stigma und Charisma. Berlin (Reimer) 1985. — Machiavelli, Niccolò: Der Fürst. Stuttgart (Kröner) 1972. — Manning, Phil: Drama as Life: The Significance of Goffman's Changing Use of the Theatrical Metaphor. In: Sociological Theory, Vol. 9, No. 1/1991, S. 70-86. — Mayntz, Renate/Neidhardt, Friedhelm: Parlamentskultur: Handlungsorientierung von Bundestagsabgeordneten. In: Zeitschrift für Parlamentsfragen, H. 3/1989, S. 370-387. — Meyrowitz, Joshua: Die Fernseh-Gesellschaft. Weinheim, Basel (Beltz) 1987. — Patzelt, Werner: Grundlagen der Ethnomethodologie. München (Fink) 1987. — Plessner, Helmuth: Soziale Rolle und menschliche Natur. In ders.: Gesammelte Schriften X. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1985, S. 227-240. — Reichertz, Jo: Aufklärungsarbeit. Stuttgart (Enke) 1991. — Schimank, Uwe: Erwartungssicherheit und Zielverfolgung. In: Soziale Welt, H. 2/1992, S. 182-200. — Schröer, Norbert: Der Kampf um Dominanz. Berlin, New York (de Gruyter) 1992. — Schütz, Alfred: Über die mannigfaltigen Wirklichkeiten. In ders.: Gesammelte Aufsätze, Band 1. Den Haag (Nijhoff) 1971, S. 237-298. — Schütz, Alfred: Don Quixote und das Problem der Realität. In ders.: Gesammelte Aufsätze. Band 2. Den Haag (Nijhoff) 1972, S. 102-128. — Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas: Strukturen der Lebenswelt. Band 2. Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1984. — Schwartzberg, Roger-Gerard: Politik als Showgeschäft. Düsseldorf, Wien (Econ) 1980. — Soeffner, Hans-Georg: Kulturmythos und kulturelle Realität(en). In ders. (Hrsg.): Kultur und Alltag.

(Sonderband 5 der „Sozialen Welt“). Göttingen (Schwartz) 1988, S. 3-20. — *Soeffner*, Hans-Georg: Auslegung des Alltags — Der Alltag der Auslegung, Frankfurt a. M. (Suhrkamp) 1989. — *Soeffner*, Hans-Georg: Verstehende Soziologie und sozialwissenschaftliche Hermeneutik. In: Berliner Journal für Soziologie, H. 2 / 1991, S. 263-269. — *Thomas*, William I.: The Definition of the Situation. In: Manis, Jerome/Meltzer, Bernard N. (eds.): Symbolic Interaction. Boston (Allyn and Bacon) 1978, S. 254-257. — *Weber*, Max: Soziologische Grundbegriffe. In ders.: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre. Tübingen (Mohr/Siebeck) 1973, S. 541-581. — *Waal*, Frans de: Unsere haarigen Vettern. München (Harnack) 1983. — *Waal*, Frans de: Wilde Diplomaten. München, Wien (Hanser) 1991. — *Zilian*, H. G.: Rahmen und Masken. In: ÖZS, H. 3/1990, S. 55-70.

Summary

The deep suspicion of the whole world playing acts can be understood as the thematical entry — in close relation to the work of Erving Goffman — to what is meant by a dramatological perspective on human societal life.

From this point of view orders of interaction seem like problems on principle for every participant. That means, actors are asked to interpret situations, to select alternatives of action, and to apply schemas of interpretation in a rather permanent way.

The fact that this happens quite normally in a most experienced way does not influence the actors need of acting in a strategical manner.

This logic of action — that we call 'proto-political' — includes the bright dimension of normal, daily and common machiavellism of human societal life.